



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literaturblatt : Romantische Neuigkeiten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

allgemein menschliche Conflictc behandeln, die jede Zeit begreift, jedes Herz versteht. —

Wir brechen hier ab, um die Miscellen nächstens in Beziehung auf zwei Punkte, die uns nahe liegen, fortzusetzen: das allmälige Ueberhandnehmen der kleinen Localstücke und das Verhältniß der Oper zu der dramatischen Kunst.

L i t e r a t u r b l a t t .

Romantische Neuigkeiten.

Von Prosper Mérimée, über dessen literarischen Charakter im Allgemeinen wir in unsern „Studien zur Geschichte der französischen Romantik“ ein Bild gegeben haben, ist ein neues Lustspiel erschienen: *Don Quichotte ou les deux héritages, moralité à plusieurs personnages*. Die Ausdrücke *moralité*, *proverbe*, *mystère* und dgl. bezeichnen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die theatralische Aufführung, die für das französische Theater ebenso verhängnisvoll werden könnte, wie es bei uns der Fall gewesen ist, wenn dasselbe nicht schon eine feste Grundlage hätte. Allein auch so ist es nicht eben ein erfreuliches Zeichen, um so mehr, als gerade die bessern Talente sich dieser Formlosigkeit zuneigen, an der unsere besten Dichter zu Grunde gegangen sind. — *Don Quichotte* hat den Inhalt, der sich jetzt vorzugsweise in der französischen Poesie geltend macht: eine Satyre gegen den herrschenden Materialismus und Egoismus, der die öffentlichen Angelegenheiten wie die heiligsten Gefühle des Privatlebens zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeutet, und bereits so verhärtet ist, daß er seine Schlechtigkeit gar nicht mehr empfindet. Ihm wird nicht, wie der Titel vermuthen läßt, ein forcirter Idealismus entgegengesetzt, sondern die einfache Biederkeit eines Mannes aus der guten, alten Zeit, dem die Verderbniß der Pariser Civilisation so lästig fällt, daß er sich nach Algier zurückzieht, wo er in seinen wackern Kriegsgefährten wenigstens eine gesunde, wenn auch rohe Natur findet. — Also wieder eine Flucht in die Wildniß, wie in den Zeiten Rousseau's; eine neue Art der Sentimentalität, die unproductiv ist für die Geschichte.

— An seinen Zügen und an Kühner Erfindung seltsamer und ursprünglicher Charakter ist auch dieses Stück reich, und so sentimental die leitende Idee, so naiv und lebenswürdig ist die Ausführung. — Ein zweiter Dichter, über den wir schon mehrfach berichtet haben, Ponsard, ist wieder mit einem seltsamen Product auf das Theater getreten: *Horace et Lydie*, eine Uebersetzung des bekannten *Carmen amoebaeum* (der neunten Ode im 3. Buch) *Quum tu, Lydia, Telephum* u. s. w., in ein schlechtes Intriguenstück. Eine seltsamere Verirrung des Geschmacks kann es wohl kaum geben. Die Zierlichkeit und Amuth jenes allerliebsten Wechselgesangs wird in der breiten, pragmatischen Ausführung völlig verwischt, und die Pointe dadurch vollkommen aufgehoben, daß die beiden Nebenbuhler, *Telephus* und *Chloe*, auch noch versorgt werden, und zwar durch eine Verbindung mit einander. Ponsard zeigt mehr und mehr durch das Gesuchte, Gezwungene in seinen Erfindungen, daß er keine ursprüngliche Dichternatur ist, und die französische

Kritik wird auch bald dahinterkommen. — Es beginnt übrigens in dieser Kritik eine Umwandlung, von der sich schon mehr als ein erfreuliches Zeichen meldet. — Der französische Geschmack im Lauf dieses Jahrhunderts ist ebenso durch die romantischen Schriftsteller der neuen Schule corrumpt, wobei wir übrigens keinen Augenblick verkennen wollen, daß hier eine Wechselwirkung stattfindet, daß jene Schriftsteller ebenso als der Ausdruck, das Resultat einer im Geist des Volks bereits vorhandenen Verderbniß angesehen werden müssen, als sie auf dieselbe eingewirkt haben. — Was sie vorzugeweise charakterisirt, ist jene Unklarheit und Unsicherheit im Empfinden, die sie in jedem einzelnen gegebenen Fall rathlos läßt, wie sie, oder wie ihre Helden sich benehmen sollen, und die daher zu den verschrobensten, seltsamsten, zuweilen geradezu wahn sinnigen Auswegen führt. — Dem Publicum, welches bis dahin jene Schriftsteller, weil sie pikant waren, blind hat gelten lassen, sind nun dadurch die Augen aufgegangen, daß es seine Dichter auf dem Markt des Lebens gesehen, und dieselbe Unsicherheit, dieselbe Rathlosigkeit und Frivolität in ihrer Handlungsweise beobachtet hat, als in ihren romantischen Erfindungen. Was man in der Novelle und auf der Bühne gelten läßt, weil es Spas macht, erbittert im wirklichen Leben, in ernsthaften Fragen, wo es sich um die Fortdauer der Gesellschaft handelt, und wo jede Harlekinade verhängnißvoll werden kann. — So sind Lamartine und Victor Hugo durch ihr Verhalten in der Revolution in der öffentlichen Meinung gerichtet worden, und dieses Urtheil hat sich denn auch auf ihre literarischen Leistungen erstreckt. — Aber die Franzosen müssen noch weiter zurückgehen. Bisher haben alle Parteien für Chateaubriand geschwärmt, der doch die erste Quelle jener unsittlichen und eigentlich geistlosen Romantik ist. In seinen *Mémoires d'outre tombe* hat man eine Gelegenheit gefunden, sich ein Gesamtbild von seinem politischen Charakter zu machen, und der größere Ernst, der seit der Revolution in alle Gemüther eingekehrt ist, faßt dieses Bild in strengeren Zügen auf. In der *Revue* (1. Juli) finde ich eine Kritik dieser Memoiren von Albert de Broglie, der ich in alle Punkte beisplicite. Sie ist übrigens sehr gut geschrieben, und deutet bereits auf die hohe Aufgabe hin, welche die Kritik in unsern Tagen sich setzen muß: nämlich durch sittliche Strenge die Verwirrung der sittlichen und ästhetischen Begriffe aufzuheben, die aus der Romantik hervorgegangen ist. (*Il est temps que la critique se mette à l'œuvre aujourd'hui pour crever ces outres de vanités littéraires d'où sortent par intervalles les orages des révolutions* — und fügen wir hinzu, jener pseudo-conservative Geist, der ebenso schlimm ist, als jene Revolutionen, weil ebenso unsittlich. *Il est temps qu'elle reprenne ses règles et ses droits. Elle retrouvera ses règles, depuis long-temps oubliées, réfugiées aux pieds de la loi morale dont elles émanent.*) Sie kommt auch schon darauf, daß sich die herzlose Eitelkeit, welche in dem politischen Leben Chateaubriand's den Leitton bildet, ebenso in seinen frühern Versuchen, das Christenthum aus ästhetischen Rücksichten wiederherzustellen, ausgesprochen hat; aber sie ist in ihrer weitem Anwendung noch nicht kühn genug, weil sie selber befangen ist. Der Versuch der gegenwärtigen conservativen Partei nämlich, das Christenthum aus polizeilichen Rücksichten wiederherzustellen, als Gegengift gegen den Socialismus, ist ebenso frivol, ebenso unsittlich, zeugt von einer ebenso tiefen Depravation, als jene romantische Caprice. Um sich von der Hohlheit dieses modernen, reflectirten Christenthums einen Begriff zu machen, wenn man an dem Bündniß zwischen Thiers und Montalembert noch nicht genug haben sollte, braucht man nur in der dicht daneben stehenden Abhandlung zu blättern, welche

den Marquis de Baldegamas, Donoso Cortez, oder wie ihn früher die Staatszeitung nannte, den Kikeriki von Estremadura, zu einem Glaubenshelden und Vorkämpfer für die Kirche machen will. — Die echte Religiosität hat auch in ihren wildesten Ausschweifungen einen Strahl jenes höhern Geistes, der uns immer trifft, wo wir eine ursprüngliche Macht der Seele wahrnehmen; die gemachte Religiosität dagegen, die sich nur im Augenblick der Noth und nur darum an das Kreuz klammert, weil sie zu feige ist, mit eigenem Arm und eigener Brust den Feinden Trost zu bieten, ist ebenso verächtlich als gefährlich.

Organ für deutsches Gemeindewesen. Herausgegeben von einem Vereine von Gemeindebeamten unter der Verantwortlichkeit der Verlags-handlung. Bd. I. Leipzig, Romberg. — Wir begrüßen dieses Organ, welches vollkommen unserer Tendenz entspricht, die Ideen der politischen Verbesserung nicht in's Blaue hinein zu führen, sondern sie auf bestimmte concrete Gegenstände zu richten, mit Freuden. „Die Theilnahme an den ländlichen und städtischen Gemeindeämtern, sagt der Herausgeber, ist für das bürgerlich-politische Leben recht eigentlich die Schule, und wenn wir im Gemeindeleben den Gemein-sinn heben und fördern, so werden dem Staate ungesucht eben so viele Kräfte neu entstehen, als derselbe früher in engherziger Verblendung von sich stieß. Wenn alle einzelnen Mitglieder der Gemeinde um die Angelegenheit des Ganzen sich kümmern und die einzelnen Gemeinden da, wo sie mit ihren alleinigen Kräften nicht ausreichen, zur Erlangung ihres Zwecks sich einen, um mit vereinten Kräften ein gemeinsames Ziel zu erreichen, gelangt das Volk nach und nach zu einer Selbstregierung, die von der größten Macht nicht unterdrückt werden kann.“ — „Unsere nächste Aufgabe wird sein, die Gemeindeverwaltung in ihrem ganzen Umfang und in all ihren Theilen zu erfassen, Vorschläge zu deren Hebung an die Hand zu gehen, wahrgenommene Mängel und Gebrechen in derselben aufzuhellen, unsern Mitbürgern den Werth ihrer gemeinbürgerlichen Rechte und Pflichten zur Anschauung zu bringen, sie von der Krankheit des leidigen Indifferentismus, der die Verwickelung der Weltlage unsers deutschen Vaterlandes erzeugt hat, zu heilen, ihnen die Wege zur Erlangung vollkommener Selbstständigkeit nach Unterdrückung des überall sich kundgebenden Bevormundungssystems anzubahnen, die Mittel zur Hebung ihres materiellen Wohlstandes aufzusuchen, und alle Hindernisse, wo und wie sie sich immer finden, zu bekämpfen und zu beseitigen.“ — Der erste Band, welcher uns vorliegt, erfüllt diese rühmliche Aufgabe in anerkannter Reichhaltigkeit und Gründlichkeit. Wir werden auf Einzelnes, insofern wir von unserm Standpunkt ergänzend eingreifen können, zurückkommen. Der Gegenstand ist um so wichtiger, da das politische Leben unserer Nation, im Großen und Ganzen betrachtet, einen so widerwärtigen Anblick darbietet, daß man es auch den Bessergesinnten kaum verargen kann, wenn sie mit Ekel und Ueberdruß sich von der Theilnahme an einem Treiben abwenden, zu dessen energischer Umgestaltung ihnen alle Mittel fehlen. Diese Scheu vor leeren zwecklosen Kammereereien führt uns wieder zu einer Blasfrtheit, welche der Entwicklung unseres Rechts und unserer Freiheit die größte Gefahr droht. In den Kreisen des politischen Lebens dagegen ist von dieser Zwecklosigkeit des patriotischen Eifers keine Rede; wie auch die Uebergriffe des Beamtenthums das freie Wirken des Volks verkümmern mögen, so bleibt demselben doch immer noch Spielraum genug übrig, daß man ihm zurufen kann: Hic Rhodus, hic salta! Und auf diesen Punkt in eindringlicher Weise die Aufmerksamkeit wiederholt hinzulenken, ist die besprochene Zeitschrift das angemessenste Mittel.

H. v. Montbé, Oberlieutenant im kön. sächs. Generalstabe: „Der Maiaufstand in Dresden, auszugsweise bearbeitet nach officiellen Quellen.“ Mit einem Plane. Dresden, Höckner, 1850.

Es sind schon verschiedene Schilderungen des Maiaufstandes, und von verschiedenen Standpunkten aus, erschienen, dies aber ist die erste officielle, aus amtlichen Quellen geschöpfte und, wie man annimmt, auf Betrieb des Ministeriums bearbeitete. Für eine offizielle Schrift ist dieselbe leidlich objectiv und unbefangen gehalten in ihrem eigentlich schildernden, militärisch technischen Theile; sie läßt dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren, wo seine Tapferkeit und Ausdauer solche beansprucht, und sie verschweigt die Fehler nicht, die auf Seiten des Militärs hie und da begangen worden sind. Ueber das Schlimmere freilich, die vorgekommenen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, geht sie ziemlich leicht mit einigen allgemeinen Andeutungen hinweg. Interessant namentlich für Sachverständige und für Kenner der Dertlichkeiten ist die sehr detaillirte Schilderung des Gefechts, welche dieses von Punkt zu Punkt, von Moment zu Moment, durch seine fast achttägige Entwicklung hindurch verfolgt. Was die politischen Betrachtungen des Verfassers, theils über die nächsten Ursachen des Aufstandes, theils über die allgemeinen politischen Zustände betrifft, so kann es nicht überraschen, den Verfasser hier den Standpunkt einnehmen zu sehen, auf welchem wohl der größere Theil des sächsischen Offiziercorps sich befindet, nämlich den eines halb grimmigen, halb verachtungsvollen Zurückblickens auf die politischen Umgestaltungen seit dem März 1848. Soweit er hierbei nur die Ausschweifungen der Demokratie rügt, ist sein Tadel weder ohne Begründung, noch auch, wenn man bedenkt, wie arg es jene in Sachsen getrieben, allzu hart; ungerecht wird er nur da, wo er von der Mittelpartei spricht und diese, ganz im Styl der in den gegenwärtigen gouvernementalen Regionen beliebten Anschauungsweise, als den schlimmsten Feind der Regierung und der Ordnung verschreit. „Die neueste Zeit hat der Beweise viel geliefert,“ sagt er auf S. 24, „daß keine Partei der Regierung gefährlicher ist, als die sog. „gemäßigt liberale“, die in politischer Halbheit bei entscheidenden Momenten mit dem Kopfe Muth und Blick verliert und jeder Energie ermangelt. In der radicalen Partei erkennt die Regierung ihren Feind und kann sich gegen ihn rüsten; auf die gemäßigte Partei baut sie und sieht sich in den Stunden der Gefahr schmählich von ihr verlassen. Je weniger diese Partei selbst die Regierung unterstützt, desto umfänglicher und dringlicher sind ihre Forderungen an deren Energie; sie verlangt Alles von dieser Kraft, Schutz ihrer Sonderinteressen, und sucht, einer aufopfernden Hoherzigkeit baar, Hilfe bei Jedem, unter dem sie bequem leben kann.“

In dieser Schilderung ist viel Wahres, ja sie ist vielleicht ganz wahr, aber sie paßt nur nicht auf die sog. „gemäßigt liberale“, sondern auf die sog. conservative Partei. Diese ist es, welche in Zeiten der Gefahr Staat und Thron im Stiche gelassen und sich ängstlich verkrochen oder nach dem Schutz der Bajonette gerufen hat, statt sich selbst zu schützen; diese ist es, welche sich Jedem unterwirft, der ihr entweder Furcht einflößt, oder augenblickliche Ruhe schafft, welche daher 1848 vor dem Böbel und seinen Anführern zu Kreuze kroch, und welche jetzt die rettenden Thaten des Ministeriums Bschinsky in den Himmel erhebt.

Die „sog. gemäßigt liberale Partei“ hat wenigstens vieler Orten in Zeiten der höchsten Gefahr „Kopf und Blick“ frei erhalten und der Sturmfluth der Demokratie, vor deren Anprall sogar die Throne und die herrlichen Kriegsheere zu wanken begannen,

durch ihre moralische Kraft und Entschlossenheit, einen Damm entgegengeworfen. Oder wer war es, der im März 1848 die Proclamation der Republik und somit den Bürgerkrieg in Frankfurt verhinderte? Wer war es, der im September 1848 zuerst die Revolution niederwarf und die Strenge der Gesetze wieder zu Ehren brachte, die in Wien und Berlin noch darniederlag unter dem Terrorismus des Volkeregiments? Oder endlich, um wieder in die engeren Grenzen des Einzelstaates, zu den hier geschilderten Zuständen zurückzukehren, wer war es, der in dem von Truppen entblößten, von der Regierung preisgegebenen Leipzig die Ordnung aufrecht erhielt? Wer waren dort die Leiter der Maßregeln, welche den Tumult dämpften, wer stand dort zuerst auf der eroberten Barrikade, wer fiel dort im Kampfe gegen die Empörung? Waren es nicht überall Männer der „fog. gemäßigt-liberalen“ Partei?

Was der Verfasser hier von der angeblichen Verbindung des deutschen Vereins zu Dresden mit dem Vaterlandsverein erzählt, gestützt auf eine Angabe der Dresdner Zeitung, das hat bereits anderswo seine authentische Widerlegung gefunden. Wenn aber freilich Herr v. Montbé es dem deutschen Verein zum Vorwurf anrechnet, daß er „ebenfalls eine Deputation zum König gesendet habe, um denselben zur Anerkennung der Reichsverfassung zu bewegen,“ so dürfte Herrn v. Montbé, trotz Allem, was er von dem Charakter des Maiaufstandes als eines längst vorbereiteten, und dies vielleicht mit gutem Grunde, sagt, doch der Beweis, daß auch bei Gewährung der Bitte um Anerkennung der Reichsverfassung der Aufstand dieselbe Kraft und Ausdehnung gewonnen haben würde, viel schwerer fallen, als dem deutschen Vereine der, daß auf der Seite, wo man die Anerkennung versagte, ebenso sehr neben reinen und aufrichtigen Motiven unreine und unwahre im Spiele gewesen seien, wie in den Reihen der dieselbe Fordernden.

Dankbar muß man dem Herrn v. Montbé sein für die Unbefangenheit, womit er gewisse Thatsachen, die von jener Seite her gewöhnlich umschleiert zu werden pflegen, offen ausspricht. So berichtet er von dem Gerücht: „daß ein Flügeladjutant des Königs von Preußen am 30. April Abends Audienz beim Könige von Sachsen gehabt hat,“ ohne dieses Gerücht zu widerlegen oder den „abenteuerlichen Gerüchten“ beizuzählen, deren er gleich darauf Erwähnung thut, und weiterhin erzählt er, wie die Regierung „auf diplomatischem Wege für den äußersten Fall sich der preussischen Hilfe versichert gehabt habe,“ was auf eine dem Aufstande, und somit wohl auch der Nichtanerkennung der Reichsverfassung vorausgegangene Unterhandlung hinzudeuten scheint.

Interessant ist es endlich, gerade im gegenwärtigen Augenblicke an folgende Bekanntmachung erinnert zu werden, mit welcher der neuernannte Minister des Innern, Herr v. Friesen, am 8. Mai 1849 sein Amt antrat. Darin heißt es:

„Se. Majestät der König und die Männer, die heute (und auch noch jetzt) Seine Regierung bilden, werden darum nicht aufhören in ihren Bemühungen für die Einheit, Freiheit und Größe des deutschen Volkes.“

„Fürchtet keine Reaction, keine Verletzung der Verfassung, keine Beschränkung der Freiheit! Wir gehen zu demselben Ziel der festen Begründung einer deutschen Verfassung. Wir werden sie nur erreichen, wenn wir den Weg des unerschütterlichen unbeugsamen Rechts nicht verlassen.“

„Schaaret Euch um Euren König und um die Männer, die Seinen Rath bilden! Verlaßt Euch auf sie, sie werden festhalten, unerschütterlich festhalten an

dem heiligen Eide, den sie dem König, den sie der Verfassung geschworen haben.“

Ein russisches Examen. Erzählung eines Polen. „Sie wissen, daß ich nach elf-jährigem gemeinen Soldatendienst durch Vermittlung des Oberst G. als Lehrer an der Cantonnistenschule zu G. angestellt wurde. Bot diese Thätigkeit mir auch sonst wenig Erfreuliches, so wirkte sie doch vortheilhaft auf meine Gesundheit ein, denn der Umgang mit der Jugend hat etwas Erfrischendes. Nach und nach gewann ich meine Stellung ganz lieb. Doch es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich nirgend eine bleibende Stätte finden sollte.

Kurz nachdem General S. als Chef des Unterrichtswesens für die transkaukasischen Länder nach Tiflis geschickt wurde, besuchte er auf seiner ersten Inspectionreise auch meine Schule, und aus der hochfahrenden Weise, in welcher er mich und meine Jungens anschauzte, merkte ich bald, daß sein Besuch nichts Angenehmes zur Folge haben werde. Ich hatte schon zu viel Schlimmes im Leben erfahren, um über das barsche Auftreten des Generals übermäßig betroffen zu sein; selbst die Grimassen, welche er beim Hören meines polnischen Namens schnitt, brachten mich nicht sehr aus der Fassung. Trotzdem wurde er bei jedem Worte ärgerlicher und barscher, nach der alten Regel, daß Hitzköse immer toller aufbrausen, je mehr Ruhe man ihnen entgegenstellt, und daß der tölpelhafte Hochmuth eines Menschen immer auf gleicher Stufe steht mit seiner Unwissenheit.

„— Nun, was lernen denn die Jungens bei Ihnen?“ — begann der Stellvertreter des „Ministers der Volksaufklärung“ sein Examen, nachdem er mit wahrhaft bissigem Gesichte bemerkt hatte, daß es an der Kleidung der Schüler und der Einrichtung der Schulstunden nichts zu tadeln gab.

Ich gab auf diese altherkömmliche Frage die altherkömmliche Antwort; er ließ mich jedoch nicht aussprechen, sondern fiel mit wichtiger Miene ein: „— Russisch ist die Hauptsache! darauf muß vor Allem gesehen werden! Bringt mir einem Jungen ordentlich russisch bei, dann lernt sich alles Uebrige von selbst!“ —

Ich durfte dem natürlich nicht widersprechen, und entgegnete, daß ich es an nichts fehlen ließe, um den Jungens ordentlich russisch beizubringen ...

„— Das wollen wir sehen!“ — rief der General, — „zeigen Sie mir einmal Ihre besten Schüler!“ —

Ich that, wie mir geheißen; aber leider war mein bester Schüler kein Russe, sondern ein Armenier, Namens Akimijan.

Dieser zufällige Umstand gab dem General einen erwünschten Anlaß, sich in eine Fluth von Schimpfwörtern darüber zu ergießen, daß ich die Russen zurücksetze und die Vertreter der unterworfenen Völkerschaften bevorzuge.

Sie können leicht denken, daß das Benehmen des stellvertretenden „Ministers der Volksaufklärung“ eben nicht ermutzigend auf die armen Schüler einwirkte.

Zitternd und schüchtern trat Akimijan vor.

„— Nun, lassen Sie ihn einmal was an die Tafel schreiben!“ — herrschte mich Se. Excellenz an.

Akimijan nahm auf mein Zureden die Kreide und schrieb: „Das Auge ist ein Glied des menschlichen Körpers.“ —

Der Satz war richtig geschrieben; es ließ sich nichts dagegen einwenden.

„— Na, nun machen Sie weiter!“ — bedeutete mich Se. Excellenz.

„Was ist Oko (das Auge) für ein Wort?“ fragte ich den Schüler.

„Ein Hauptwort!“ schluchzte der arme Junge.

„Richtig, mein Sohn! sei nicht so furchtsam! Se. Excellenz (zu russisch: Jewo Wuyssokoprewosschoditelstwo) thut Dir nichts zu Leide. Nun sage mir: welchen Geschlechtes ist Oko?“

„Sächlichen Geschlechtes!“

„Ganz richtig! nun . . .“

„Was? ganz richtig? Sächlichen Geschlechtes? Sslawnuy schtuk! Schöne Geschichten!“ unterbrach uns heftig der General. „Was bringen Sie den Jungen da für Unsinu bei! Das Auge sächlichen Geschlechtes? ... Hab' ich nicht so gut Augen wie meine Frau? Ist das Auge nicht so gut männlich wie weiblich? Woher ist das Auge sächlichen Geschlechtes?“

Die Augen des stellvertretenden „Ministers der Volksaufklärung“ verfinsterten sich auf die bedenklichste Weise, und es ergoß sich über mich wieder eine Fluth von Schimpfwörtern, wie sie nur dem Munde eines Russen dieses Schlages entströmen kann.

Das Ende der Geschichte war, daß ich von der Schulstube aus wieder in Reih' und Glied treten mußte. Es wurde auf das Unumstößlichste nachgewiesen, daß ich die Köpfe der jungen Leute verwirre und zu nichts Anderem als zum Felddienst zu gebrauchen sei.

Fremdwörter im Russischen. Bekanntlich pflegen gerade diejenigen Leute, welche am wenigsten von fremden Sprachen verstehen, ihre eigene Sprache am meisten durch Fremdwörter zu verunstalten. In Bezug auf Deutschland genügt diese kurze Andeutung zu allgemeiner Verständlichkeit; in Bezug auf Rußland hingegen dürfte die Anführung einiger Beispiele ebenso neu wie unterhaltend sein.

Ich traute meinen Ohren nicht, wenn ich an den Ufern des Don oder der Wolga im Gespräche mit Leuten, welche eine Mittelstellung einnahmen zwischen dem Salon des Bojaren und der Isba (Hütte) des Leibeigenen, bald deutsche, bald französische Wörter hörte, die sich in russischer Vermummung ebenso seltsam ausnahmen, wie ein sandalenbekleideter russischer Bauer im Frack. Früschtlikatj: frühstücken; — wojashirowatj: reiten (voyager); — marschirawatj: marschiren; — huntowatj, huntowatsse: sich verbünden, u. s. f.

Nun denke man sich diese Wörter in russischer Weise conjugirt! wie z. B. Ja budu früschtlikatj: ich werde frühstücken; — ja wojashirowall: ich bin gereist.

Diese und ähnliche Ausdrücke klingen für gebildete Ohren im Russischen ebenso komisch, als wenn man bei uns von „recherchirten Expressionen“, „malheureusen Evènements“, „espèce von Dings da“ und dergleichen spricht.

Ein Anderes ist es mit solchen Wörtern, welche dadurch das Bürgerrecht erlangt haben, daß sie mit den Gegenständen selbst eingewandert sind, — oder mit solchen, für welche sich kein passender Ausdruck im Russischen findet. So hat z. B. gegen Wörter, wie: Exercirhaus: Exerzierhaus; — Schlachba-um: Schlagbaum; — ssablja: Säbel; — Kruschtall: Krystall zc. der verstockteste Russe nichts einzuwenden.

In der Kosakensprache kann man aus den Volksliedern und Annalen chronologisch nachweisen, wann gewisse Fremdwörter ihren Weg über Polen in die Ukraine gefunden haben.

Während die Großrussen, oder Moskowiter, das ihrer Sprache fehlende „h“ regelmäßig in ein „g“ umwandeln (gaus: Haus), geht bei den Kleinarussen, oder Ukrainern, unser „w“ immer in ein „m“ über. So ist z. B. aus dem deutschen Worte „wandern“ das ukrainische „mandrowati“ geworden. Andere Wörter finden sich fast ganz unverändert wieder, wie, — spiss: Speiß; — papir: Papier; — rjätowati: retten. —

Die Ruinen von Niniveh, mit deren Entdeckung das Museum des Louvre so viel Aufsehens gemacht, scheinen sich in Staub aufzulösen. Eine kleine Broschüre von Höfer: *Second mémoire sur les ruines de Ninive, avec planches et gravures intercalées dans le texte*, führt gegen den Bertheidiger jener Ruinen, de Saulcy, unter andern Gründen folgende an: 1) es findet sich auf den Monumenten jenes angeblichen Niniveh sehr häufig eine Maschine abgebildet (helepolis), die erst von Demetrius Poliorcetes, 321 Jahre nach der Zerstörung von Niniveh, erfunden wurde; 2) nach allen Quellen hat Assyrien, dessen Hauptstadt Niniveh war, den Tigris zur Ostgrenze; das angebliche Niniveh liegt aber jenseit des Tigris. — Wenn das sich so verhält, wäre es freilich mit der Stadt des guten König Ninus zu Ende. — Doch hat sich eine andere, gewichtige Autorität, Hr. Quatremère, im *Journal des Savans*, vorzüglich auf biblische Quellen gestützt, für die Echtheit jener Ruinen erhoben. Dagegen gibt uns Eugen Flandin in der *Revue de deux mondes* (1. Jul.) über die Ruinen von Persepolis in Folge einer Reise, die er im J. 1840, zum Theil im Auftrag der französischen Regierung durch Persien gemacht hat, einen sehr umfassenden Bericht, aus dem wir uns eine vollkommen anschauliche Vorstellung von diesen Resten des Alterthums machen können. — Noch ist zu erwähnen eine interessante Monographie über denselben Gegenstand: *Niniveh and Persepolis, an Historical Sketch of Ancient Assyria and Persia, with an Account of the Recent Researches in those Countries*. By V. Vaux, Assistant in the Department of Antiquities, British Museum. Die Forschungen von Niebuhr, Porter, Morier, Rich, Botta, Layard und Rawlinson sind darin gründlich benützt.

Ein Quäker, Hr. W. C. Forster, hat sich durch die Schilderung, welche Macaulay in seinem berühmten Werk von dem Verhältniß William Penn's zu dem Hofe Jakobs II., namentlich von dem schimpflichen Schacher wegen der Befreiung Monmouth'scher Verschwörer gegeben hat, sehr gekränkt gefühlt, und eine Apologie seines Meisters versucht (*William Penn and Thomas B. Macaulay: being brief observations on the Charges made in Mr. Macaulay's History of England against the Character of William Penn*), ohne daß es ihm gelungen wäre, das Gewicht der Thatfachen zu entkräften, welche Macaulay für seine Behauptung angeführt hat. — Es dient diese Abhandlung als Vorrede zu den *Memoiren W. Penn's*, herausgegeben von T. Clarkson. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit ein für das Studium des 16. Jahrhunderts nicht unwichtiges Tagebuch aus den Jahren 1553–54: *The Chronicle of Queen Jane and of two years of Queen Mary*, welches J. G. Nichols nach einem Manuscript aus dem britischen Museum zuerst herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat.

Robert Lynam's *Geschichte der römischen Kaiser, von Augustus bis auf den Tod des Marc Aurel*, herausgegeben von John T. White. (*The history of the Roman Emperors from A. to the death of M. A.*) Ein Werk, welches bei der geringen Ausbeute, die seit Tillemont für die römische Kaisergeschichte gemacht ist, als Handbuch seinen Werth hat, einen höheren aber für den geschichtlichen Fortschritt nicht in Anspruch nehmen kann. —

Verlag von F. V. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. C. Albert.